



Leseprobe

Stephanie Scott
Dein falsches Herz
Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 11,00 €



Seiten: 448

Erscheinungstermin: 14. Februar 2022

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Stephanie Scott

Dein falsches Herz

R o m a n

Aus dem Englischen
von Thomas Stegers

GOLDMANN

*Für Subhashini, Roger und Tom.
Ich liebe euch von ganzem Herzen.*

Schmal mag die Pforte sein,
mein Register voller Strafen,
Herr meines Schicksals bin ich doch
meiner Seele Hafen.

William Ernest Henley

Prolog

Sarashima ist ein wunderschöner Name, ein Name, der jetzt ganz allein mir gehört. Ich bin keine geborene Sarashima, aber ich habe mich dafür entschieden, diesen Namen anzunehmen, weil meine Mutter früher so hieß.

Üblicherweise stellt man sich vor, wenn man sich zum ersten Mal trifft. Man sagt, wer man ist und woher man kommt. Mich kennen Sie schon und meine Geschichte auch. Schauen Sie genau hin, suchen Sie in den hintersten Winkeln Ihres Gedächtnisses, wo sich die Zeitungsausschnitte verstecken, einfache Nachrichten und Sensationsberichte. Dort finden Sie mich. Ich bin die letzte Zeile eines Artikels, der letzte Satz, der mit einem Punkt endet.

Ehesaboteur zu weit gegangen?

Von Yu Yamada, 16. Mai 1994, 18.30 Uhr

Heute begann vor dem Amtsgericht Tokio der Prozess gegen den des Mordes an Rina Satō beschuldigten Kaitarō Nakamura.

Der Fall hat für internationales Aufsehen gesorgt, da der Angeklagte ein Wakaresaseya, ein Mitarbeiter einer Agentur für Ehesabotage, ist und gestanden hat, vom Ehemann des Opfers, Osamu Satō, engagiert worden zu

sein, um dessen Frau Rina Satō zu verführen und ihm somit Grund für eine Scheidung zu liefern.

Nakamura macht geltend, er und die Verstorbene hätten sich verliebt und geplant, ein gemeinsames Leben aufzubauen. Falls er des Mordes überführt wird, drohen ihm mindestens zwanzig Jahre Haft, wenn nicht gar die Todesstrafe.

Rina Satōs Vater, Herr Sarashima, äußerte sich gegenüber Reportern: »Agenturen, die darauf abzielen, das Leben von Menschen zu zerstören, sollten in Tokio verboten werden. Rina war mein einziges Kind und der Mittelpunkt unserer Familie. Ich werde ihren Verlust niemals überwinden und dem Täter niemals vergeben.«

Rina Satō hinterlässt eine siebenjährige Tochter.

Können Sie sich an den Moment erinnern, als Sie zum ersten Mal von dieser Geschichte erfuhren? Saßen Sie gerade zu Hause beim Frühstück oder im Büro und überflogen die Zeitung? Ich sehe förmlich Ihr Gesicht vor mir, als Sie den Artikel über meine Familie lesen. Ihre Augenbrauen ziehen sich zusammen, über der Nase bildet sich eine Falte. Vielleicht hängt intensiver und betörender Kaffeeduft in der Luft. Schließlich schütteln Sie den Kopf, blättern die Seite um und denken bei sich: verrückte Welt!

Als Kaitarō in das Leben meiner Mutter hineingezogen wurde, spielte Wakaresaseya in Japan noch keine große Rolle. Das Gewerbe entwickelte sich aus einem Bedürfnis heraus, einem Bedürfnis, das heute weit verbreitet ist. Wir brauchen uns nur die Menschen in unserer nächsten

Umgebung anzuschauen, die Menschen, die wir lieben, die Menschen, die uns lieben, und die anderen, die neidisch auf uns sind. Unversehens treten sie in unser Leben, so wie er in meins getreten ist.

Wissen Sie nun, wann oder wo wir uns zum ersten Mal begegnet sind? War es im *Telegraph*, in der *New York Times*, in *Le Monde* oder dem *Sydney Morning Herald*? In der Auslandspresse wurde meine persönliche Geschichte nicht weiter erwähnt. Die Folgeartikel beschränkten sich auf das Gewerbe der Ehesabotage, in keinem einzigen war von mir die Rede. Ein zerstörtes Leben ist immer interessanter, als ein neues wieder aufzubauen. Selbst in Japan verschwand ich von der Bildfläche.

ERSTER TEIL

Betrachtet man die Welt als Wissender,
erkennt man, dass die Dinge unveränderbar
sind und sich gleichzeitig ständig wandeln.

Yukio Mishima

Sumiko

Was steckt in einem Namen?

Für die Sarashimas ist die Namensgebung eines Kindes eine Familienangelegenheit. Für mich markierte sie die Bindung an die Tradition, die fortan mein Leben beherrschen würde. Die Namen meiner Verwandten mütterlicherseits wurden immer im Kiyoji-Tempel im Stadtteil Meguro ausgewählt. Vom Park am Ende unserer Straße aus kann man ihn noch gerade so erkennen. Er steht am Fuß eines Hügels im Zentrum unseres Viertels. Die grünen Spitzen der Dachziegel schimmern in der Sonne, und die roten Säulen des Portikus' blicken über die umliegenden Gebäude.

Als Kind hat mein Großvater mir erzählt, dass unsere Familie hier ihre Gebete verrichtet, seit sie nach Tokio übergesiedelt war. Dass sie hier gebetet hat, als Bomben auf die Stadt fielen, und dass sie nach dem Krieg den Tempel wieder aufgebaut hat. Für ihn ist der Tempel ein Symbol der Erneuerung.

Deswegen begab sich meine Familie, kaum war Mama von meiner Geburt genesen, in den Kiyoji, statt sich um den Kamidana auf der Westseite unseres Wohnzimmers zu versammeln, und meine Mutter schritt mit mir auf dem Arm durch das Tor ins Herz des Tempels.

Als wir die Steintreppe zur Haupthalle erklommen, sah meine Mutter zu dem ausladenden Holzdach, dessen geschwungene Traufen weit auskragten und so das Sonnenlicht fernhielten und im Innern für kühle dunkle Schatten sorgten. Durch süßliche Weihrauchschwaden hindurch gingen wir vor bis zum Altar. Um uns herum wirbelte der Wind die Luft auf, während draußen die Bronzeglocken anfangen zu läuten.

Erinnern kann ich mich an diesen Weg nicht, doch sehe ich die Prozession deutlich vor mir. Ich, in eine cremefarbene Decke gehüllt, mein Vater, mit meinem Kuscheltiger Tora in der Hand, ein Geschenk meines Großvaters, und schließlich mein Großvater selbst, ernst, in dreiteiligem Anzug. Diese Geschichte wurde mir so oft erzählt, dass sie sich in mein Gedächtnis eingebrannt hat.

Einer der Mönche, blass, in indigoblauer Robe, verbeugte sich vor meinem Großvater und nahm von ihm einen Beutel entgegen, der eine Reihe von Namen enthielt. Diese Namen hatte meine Mutter ausgewählt, nachdem sie zuerst einen Astrologen konsultiert, sich dann für drei Favoriten entschieden und die Striche der jeweiligen Schriftzeichen gezählt hatte, damit sie, zusammen mit unserem Familiennamen, eine optimale Zahl ergaben.

Ich sehe sie förmlich in Hausschuhen und Jeans an unserem Esstisch sitzen, den Bauch, in dem ich steckte, unter einem schlabbrigen T-Shirt verdeckt. Die Fensterläden sind geöffnet, Sonnenstrahlen fallen schräg auf den Marmorboden, in der Küche brodelt der Reiskocher, das Geschirr steht im Abtropfgestell. Meine Mutter legt die Reis-

papierblätter vor sich hin und wendet sich dem Tuschestein zu. Ich sehe, wie sie ihren Pinsel in die Tusche taucht, den schweren, aufsteigenden Geruch von Erde und Fichtenruß einatmet und mit den Spitzen der Pferdeborsten schwungvoll den ersten flüssigen Strich zieht.

Der Mönch verbeugte sich noch einmal und legte die Namen in einer flachen Schale auf den Altar. Dann kniete er nieder, nahm sich einen zierlichen Holzfächer, entfaltete ihn und entfachte, die durch die geöffneten Fensterläden hereinwehende Brise aufnehmend, einen Luftwirbel. Alle Anwesenden verhielten sich still. Der graue Rauch der Kerzen strebte aufwärts zu den Dachsparren, während die Blättchen mit den von meiner Mutter aufgeschriebenen Namen eins nach dem anderen zur Decke flogen. Nur ein Name blieb auf der Teakholzfläche übrig: 寿美子.

Mein Großvater fiel auf die Knie, hob das Stück Papier vom Altar auf, und ein Lächeln erschien auf seinem Gesicht, als er die Schriftzeichen meines Namens las: Feier, Schönheit, Kind.

»Sumiko«, sagte er. »Sumiko Sarashima.«

Mein Vater hatte während der Verrichtungen geschwiegen. In den Wochen vor meiner Geburt war von einer Zeremonie zur Namensänderung die Rede gewesen. Nach japanischem Recht müssen Ehepartner den gleichen Familiennamen tragen, nur unter bestimmten Umständen darf der Mann den Familiennamen seiner Frau annehmen und in ihren Hausstand treten, damit ihr Name und ihre Linie weiterbesteht. Mein Vater war der Zweitgeborene, und seine Familie, die Satōs, willigten sofort ein. An jenem Tag

jedoch, als der Priester ein neues Blatt Papier nahm, um meinen vollen Namen darauf zu schreiben, meldete sich mein Vater zu Wort.

»Satō«, sagte er. »Sie ist eine Satō, keine Sarashima.«

Was ich weiß

Ich wurde von meinem Großvater, Yoshi Sarashima, erzogen.

Ich wohnte mit ihm in einem weißen Haus in Meguro, Tokio.

Abends las er mir vor.

Er erzählte mir alle Geschichten, außer meiner eigenen.

Mein Großvater war Rechtsanwalt, er wählte seine Worte mit Bedacht. Selbst wenn ich in seinem Arbeitszimmer auf seinem Schoß saß und mit dem Finger über die Falten in seinem Ledersessel strich, oder später, wenn ich auf einem Hocker neben ihm saß, selbst dann pflegte er höchste Präzision im Umgang mit Wörtern. Auf diese Präzision achte ich bis heute.

Großvater hat mir alles Mögliche vorgelesen – Mishima, Sartre, Dumas, Tolstoi, Basho, hat mir über seine Jugend und die Entenjagd in Shimoda erzählt und mich mit einem Buch bekannt gemacht, *Der Prozess*, welches mein Lieblingsbuch wurde. Die Geschichte beginnt so: »Jemand musste Joseph K. verleumdet haben.«

Als Großvater mir den Anfangssatz zum ersten Mal vorlas, erklärte er mir, dass es sich um eine Übersetzung handelte. Ich war zwölf Jahre alt und fing an, meine Fühler auszustrecken. Ich berührte die Schriftzeichen auf der vergilbten Seite, die von etwas Neuem sprachen, las den ersten Satz laut vor und erweckte die Gestalt des Joseph K. zum Leben, eines einsamen Mannes, über den, wie es in unserer Übersetzung hieß, jemand Lügen verbreitete.

Als ich älter wurde, fing ich an, mit meinem Großvater über den Prozess zu diskutieren. Er sagte mir, auch andere hätten mit der Erzählung gerungen, bis heute, besonders mit der Übersetzung eines bestimmten Wortes: »verleumdet«. Lügen über jemanden verbreiten. In anderen Versionen wird es auch mit »übel nachreden« übersetzt. Üble Nachrede, da denkt man an eine Straftat, an Gerichte, an eine öffentliche Abrechnung, es klingt nicht »Lügen verbreiten« aus der Kindheit an. Und dennoch, als ich die Erzählung zum ersten Mal las, war es genau diese Formulierung, »Lügen verbreiten«, die mich so faszinierte.

Lügen, einmal in die Welt gesetzt, führen ein Schattendasein, bilden ein Gespinnst, das ein ganzes Leben überziehen kann. Sie haben das Unbeschwerte einer Kindheit an sich, und meine Kindheit war auf Lügen aufgebaut.

In dem Sommer, bevor meine Mutter starb, fuhren wir ans Meer. Rückblickend herrscht für mich in diesen Monaten das Gefühl vor, dass etwas zu Ende ging, nicht weil es die letzten Ferien waren, die ich zusammen mit meiner Mutter

verbrachte, sondern weil es der Ort meiner letzten echten Erinnerung ist.

Jedes Jahr im August, wenn die Hitze Tokio im Griff hatte, packte unsere Familie ihre Koffer und bestieg den Regionalzug an die Küste nach Shimoda. Mein Vater blieb in der Stadt, weil er arbeiten musste, nur Großvater Sa-rashima begleitete uns. Jedes Jahr kaufte er an demselben Kiosk im Bahnhof gefrorene Klementinen für die Fahrt, und in der metallischen Hitze des Waggons warteten Mama und ich ungeduldig darauf, dass das Obst aufweichte, damit wir an die Sorbetfüllung herankamen. Wenn uns der klebrige Saft das Kinn hinunterlief, wandte sich Mama auf unserem Doppelsitz endlich mir zu und fragte mich, was ich am Meer gerne machen würde, nur wir beide allein.

Unser Haus auf der Halbinsel war alt, die beiden Torpfosten aus Holz schief vom Wind, der vom Pazifik heraufwehte. Während wir auf den Felsvorsprung am Gipfel des Hügels zuingen, signalisierte mir das dunkle, salzverkrustete Tor, dass mein Zuhause nicht mehr weit war: Washikura, Adlernest, mit Blick auf die Bucht zwischen Fudschijama und dem Meer.

Unser Land ist um Berge herum gebaut, seine Menschen stapeln sich in Betonschachteln, Käfigen gleich. Landbesitz ist rar, doch das Haus in Shimoda gehörte meiner Familie schon lange vor dem Krieg, und danach, als alles andere verloren war, hat mein Großvater darum gekämpft, es zu behalten.

In den Bergen oberhalb des Hauses erstreckt sich der Wald. Als Kind durfte ich dort nicht allein herumstreunen,

und meine Mutter wusste sofort, worum ich sie bitten würde. Und so stiegen meine Mutter und ich in den Nachmittagsstunden die bewaldeten Hügel über Washikura hinauf. Wir betrachteten die Teefelder, die sich vor dem Herbst dunkel verfärbten. Wir lagen auf dem bloßen steinigen schwarzen Boden und atmeten den scharfen Harzgeruch der Fichten ein. An manchen Tagen vernahmen wir den Ruf des über uns kreisenden Seeadlers.

Großvater kannte sich aus in dem Wald, aber er entdeckte uns nie. Um Punkt vier Uhr jeden Nachmittag begab er sich zum Fuß des Berges und rief zwischen den Bäumen nach uns. »Rina!«, »Sumi!« Wir kauerten kichernd unter den Kiefern, die Stimme des Großvaters bebte und verklang schließlich.

Häufig hörte ich Großvaters Rufe, noch ehe Mama sie vernahm, aber immer wartete ich ab, bis sie mir ein Zeichen gab, mich still zu verhalten. An unserem letzten Nachmittag im Wald lag ich regungslos da und spürte den weichen, gleichmäßigen Lufthauch ihres Atems in meinem Gesicht. Sie zog mich an sich, und ihr Atem verlangsamte sich. Ich öffnete die Augen und sah meine Mutter an, ihre dunklen Wimpern. Ich nahm ihre Blässe wahr, ihre Ruhe. Ich hörte meinen Großvater rufen, seine schwache, ferne Stimme. Ich schmiegte mich enger an meine Mutter, küsste ihr Gesicht, stieß mit meinem Atem durch die Kälte. Plötzlich lächelte sie, die Augen noch geschlossen, und legte den Finger an die Lippen.

Washikura, das Haus am Rand von Shimoda, gehört uns nicht mehr. Großvater hat es vor Jahren verkauft. Wenn ich

heute dort hinfahre, durch das dichte Unterholz den Hang hinaufklettere, sehe ich noch immer meine Mutter zwischen den Bäumen. Wenn ich mich auf den Boden lege, die spitzen Fichtennadeln unter meiner Wange spüre, stelle ich mir vor, die kühle Brise wären ihre streichelnden Hände.

Rina

Atami

Rina stand im Garten von Washikura und blickte über die Hügel und Berge, die sich bis zum Fudschijama erstreckten, zu den tiefen Schatten zwischen den bewaldeten Hängen. Sie dachte daran, wie die Platten, die diese Halbinsel formten, vor Jahrmillionen am Fudschi zusammengestoßen waren und ein Land der Vulkane, mit Erdbeben und heißen Quellen, aus dem Meer hatte aufsteigen lassen.

Der Vulkan war noch immer aktiv. An klaren Tagen konnte man kräuselnden Rauch über dem schneebedeckten Gipfel erkennen, ein Hinweis auf die neuen Inseln, Plateaus und Halbinseln, die im Berginnern auf ihre Entstehung warteten. In jenem Sommer aber, als Rina über die hügelige Landschaft schaute, bevor diese sich von Lindgrün über Granatapfelrot zu Rostrot verfärbte, dachte sie nicht an das, was noch kommen mochte, sie dachte an ihre Tochter, die neben ihrem Großvater Yoshi im Garten hockte, mit ihrer Schaufel in der dunklen Erde unter den Azaleen grub, das Gesicht mürrisch von ihrer Mutter abgewandt. Rina sah hinauf zu den Bergen, die über sie wachten, und unter ihrem stummen Blick stieg sie in ihren roten Nissan und fuhr nach Atami.

An dem überfüllten Strand suchte sie einen Parkplatz. Atami hatte sich in einen Ort für Vergnügungssüchtige verwandelt. Büroangestellte aus Tokio, die sich für ihr Leben in der Stadt mit Ferienwohnungen, Shoppingmalls und Karaoke zu entschädigen suchten, bevölkerten die Strände. Hotelanlagen schlugen aus den natürlichen heißen Quellen Kapital, und Häuser ersetzten die Natur. Die Wälder aus alten Kampferbäumen und Farnen, die einst die Stadt umgaben, wurden vollständig gerodet. Rina stellte das Auto am Ende des Strands ab und ging zu Fuß die Promenade zurück. Sie musste die Augen abschirmen gegen das gleißende Sonnenlicht, das vom Asphalt reflektiert wurde.

»Da bist du ja!«

Beim Klang seiner Stimme drehte sich Rina um. Kaitarō kam vom Strand barfuß durch den Sand auf sie zu. Lächelnd beobachtete sie seinen schlendernden Gang.

»Ich hatte schon Angst, du würdest mich versetzen«, sagte er.

»Du hattest keine Angst.«

»Habe ich immer, wenn du nicht bei mir bist«, erwiderte er.

Rina lachte, und sie gingen zu den Jachten, die im blauen Wasser tanzten. An einem Eiswagen, der die Sorte Rote Adzukibohne anbot, blieben sie stehen. Kaitarō nahm die Sandalen von einer Hand in die andere und kramte in seiner Hosentasche nach Kleingeld.

»Nur eine Kugel bitte.«

Rina lächelte ihn an. »Meine Tochter liebt diese Sorte«, sagte sie, biss hinein und genoss die Karamellsüße der

Bohnen. Kaitarōs Augen ruhten auf ihr, und sie senkte den Blick.

»Wir können Sumiko mitnehmen«, sagte er.

»Unmöglich.« Rina wandte sich ab, und er trat hinter sie. Sie spürte seine Wärme im Rücken, seinen Atem am Ohr.

»Yoshi wird nicht merken, wenn wir sie für einen Nachmittag entführen.«

»Was soll ich ihr sagen, wenn das hier zu Ende geht?«

»Es geht nicht zu Ende, Rina.«

Er zog sie näher zu sich, und sie bohrte ihre Zehen tief in den weißen Sand, spürte die Körner auf der Haut und in ihren roten Sandalen.

»Ich dürfte gar nicht hier sein«, sagte sie, und ihre letzten Worte gingen in einen gellenden Schrei über, als Kaitarō sie in die Luft hob und auf seine Schulter legte.

»Mein Gott!«, fauchte sie und traktierte ihn mit Fäusten. »Was machst du mit mir?« Sie japste, und ihre Eistüte plumpste in den Sand.

»Hier sind zu viele Leute«, sagte er. »Man kann sich nicht unterhalten.«

»Du bist kindisch.«

Kaitarō grinste. »Du bringst die schlimmsten Seiten in mir zum Vorschein.«

»Die Leute gucken schon.«

»Das ist mir egal«, sagte er. Stimmt, dachte sie, es macht ihm nichts aus.

Sie gingen zu seinem Auto, und er hielt ihr die Tür auf. Rina spürte, dass sie rot wurde, die Leute beobachteten

sie immer noch. Kaitarō legte die Hände an ihre Wangen. »Rina«, sagte er. »Du bist heute bei mir. Ignorier die anderen.«

Sie holte tief Luft und sah zu ihm auf. »Ich habe nicht viel Zeit.«

Rina nahm die Aussicht nur flüchtig wahr, als sie in die Berge fuhren, einer schmalen Straße folgten, die sich zwischen den Fichten hindurchschlängelte. Vor der zubetonierten Bucht schimmerte das Meer wieder dunkelblau, und entlang der Hänge, am Rand von Atami, siedelten sich Zypressen und Zedern an, als warteten sie nur darauf, die Stadt eines Tages zurückzuerobern.

Auf einem Parkplatz, von dem aus ein befestigter Weg den Hang hinaufführte, hielten sie an. Rina band ihr Haar mit einem Taschentuch zusammen, um es vor dem Wind zu schützen, und folgte Kaitarō. Gemeinsam stiegen sie durch einen Amanatsu-Hain. Tief und schwer, umgeben von ihrer Schutzhülle aus dunkelgrünen Blättern, hingen die Sommerorangen in den Bäumen. Kaitarō fand eine Stelle im Gras und breitete den Regenmantel aus, den er aus dem Auto mitgebracht hatte. Er war beige, ganz im Stil der New Yorker Detectives, Rina machte sich gerne darüber lustig. Wenige Minuten später jedoch, als ein kühler Windhauch ihren Nacken streichelte, fühlte sie sich plötzlich unsicher. Sie hatte sich auf Kaitarō eingelassen, denn sie war mit ihm hierhergekommen. Er wollte mehr von ihr, sehr viel mehr. Rina rückte von ihm ab, zog den Rock über die Knie. Als er in seine Umhängetasche griff, rutschte sie auf dem Mantel noch ein Stück weiter nach oben.

Kaitarō musste die Anspannung in ihrem Gesicht bemerkt haben, doch er lächelte nur, kramte mit der rechten Hand in der Tasche, während Rina die Faust ballte, dass sich die Fingernägel in die Handfläche bohrten.

»Ich habe dir etwas mitgebracht«, sagte er.

Es war eine Canon EOS 3500. Überraschung mischte sich in ihre Angst. Sie hatte diese Kamera bereits in einem Schaufenster auf der Elektronikmeile Akihabara liegen sehen, hatte in Katalogen darüber gelesen, doch in der Hand gehabt hatte sie die Kamera noch nie.

»Nimm nur«, sagte er. »Ich habe mir gedacht, dass wir uns auch gleich an die Arbeit machen können, wo wir schon mal hier sind.«

»Arbeit?«

»Findest du nicht, dass es Zeit wird?«

Rina wandte sich ab. Beharrlich kam er darauf zu sprechen, sie solle den Beruf als Fotografin, auf den sie sich einst vorbereitet hatte, wieder aufnehmen, doch sie befürchtete, dass ein zu lange vernachlässigtes Talent irgendwann versiege.

»Ich habe deinen Artikel gelesen, Rina«, sagte er. »Den du im *Exposure* veröffentlicht hast.«

Rina biss sich auf die Lippe. »Da habe ich experimentiert.«

»So liest er sich aber nicht.«

»Ich habe ihn geschrieben, kurz bevor ich das Jurastudium aufgegeben habe. Mein Vater hat alle Exemplare der Zeitschrift, die wir im Haus hatten, weggeworfen.«

»Ich kann dir ein Exemplar besorgen.«

»Nicht nötig«, sagte sie und sah ihn an. »Ich erinnere mich an den Artikel.«

Stumm reichte er ihr die Kamera.

Sie liefen durch den Obstgarten und legten sich auf die Decke aus Blättern. Rina beobachtete Kaitarō, folgte seinen raschen Bewegungen, den Fingern, die behänd über das Objektiv glitten, die richtige Blende auswählten, um die natürliche Farbpalette der Landschaft hervorzuheben. Eine halbe Stunde lang verhielt sie sich still neben ihm, hatte ihre Freude an dem rasanten Klicken des Auslösers. Sie spürte das Gewicht ihrer Canon in der Hand, hob sie an und schaute durch den Sucher.

Um Licht und Schatten des Nachmittags einzufangen, wechselten sie zu Schwarzweiß und hoben mittels der Filter die Umrisse der Blätter hervor. Rina drehte sich zu Kaitarō um, der, auf einen Ellenbogen gestützt, sie beobachtete und abwartete, bis sie ihre Aufnahme gemacht hatte. Sie sah ihn mit zusammengekniffenen Augen an, und er grinste und drehte am Objektiv seiner Kamera. Sie beugte sich zu ihm, er fasste in seine Tasche und holte eine neue Linse hervor, hielt sie ihr hin und erklärte, damit könne er das Licht einfangen, das sich auf sie herabsenkte.

Später saßen sie barfuß im Gras. Rina pflückte eine Orange, schlitze mit dem Daumennagel die helle Schale auf, worauf sich ein würziger Geruch ausbreitete. Sie teilte die Frucht, reichte ihm eine Hälfte und leckte sich die saure Flüssigkeit von der Hand. Als die Sonne am Horizont versank, lehnte sich Rina an ihn, legte den Kopf an seine Schulter und betrachtete das flackernde Licht zwischen den Bäumen.

Ein Wassertropfen fiel auf ihr Haar, dann noch einer. Erst als der Regenschauer durch das Blätterdach brach, stand sie auf. Der Sturm hatte sie eingeholt, damit musste man rechnen in den Bergen, das Unterholz lockte die Feuchtigkeit in der Luft hervor. Kaitarō warf den Mantel über sie beide, sie griff sich die Sandalen, und sie kletterten mit den von nassen Blättern überschwemmten Hang hinunter zu seinem Auto. Wasserbäche ergossen sich über die Fenster, und weißer Nebel bildete sich über den Hügeln, sodass sie abgeflacht erschienen, nur noch zweidimensional, ehe sie ganz unsichtbar wurden. Sie blieben still im Auto sitzen, schalteten das Radio nicht ein, und Kaitarō nahm ihre Hand und verschränkte seine Finger mit ihren.

»Ich habe den dritten Preis im Fukase-Isono-Fotowettbewerb gewonnen«, sagte er. »Sie wollen eins meiner Bilder in einer Ausstellung zeigen. Kommst du?«

Rina wandte den Kopf zur Seite und sah ihn an. »Wo ist die Ausstellung?«

»In einer Lagerhalle in Akihabara. Falls die Kunst nicht nach deinem Geschmack ist, kann ich dich immer noch zu einer Yabu Soba einladen.«

Rina lächelte. Er wusste, dass sie eine Leidenschaft fürs Essen hatte.

»Jetzt komm mir nicht mit dem Ente-Eintopf«, warnte sie ihn mit erhobenem Zeigefinger.

»Es würde mir sehr viel bedeuten, wenn du kommst.«

Das Lächeln schwand aus ihren Augen. »Dann komme ich.«

Der Regen ging über in Niesel und hörte im Verlauf

des Abends ganz auf. Sie stiegen aus dem Auto und stellten sich an die Leitplanke. Durch die Nebelschwaden, die noch auf den Hügeln verweilten, konnten sie das Meer sehen.

Kaitarō legte die Arme um sie, rieb ihr über die Schultern, um die Kühle abzuwehren. »Ich sollte gehen«, sagte sie, aber es widerstrebte ihr. »Kai«, wandte sie sich ihm zu, »wegen heute ...«

»Du brauchst nichts zu sagen.«

»Danke.«

Er strich ihr ein paar Strähnen aus dem Gesicht und knüpfte das feuchte Tuch auf, das ihr Haar zusammengehalten hatte. Er steckte es in seine Tasche, und Rina ließ ihn gewähren.

»Ich liebe dich«, sagte er.

Rina wand sich in seinen Armen, wollte etwas sagen, doch er schüttelte den Kopf, legte die Finger auf ihre Lippen; seine Haut fühlte sich rau an auf ihrem Mund.

»Wirklich.«

Sumiko

Tokio

Meine Mutter war Fotografin, bevor sie Ehefrau wurde. Wenn wir, wie jedes Jahr, ans Meer fahren und Mama mit mir am Strand spielte, verknipste sie eine Filmrolle nach der anderen. Großvater schickte die Filme an Kodak, wo sie zu Kodachrome-Dias entwickelt wurden. Im Herbst, sobald sich die Blätter verfärbten, kehrten wir nach Tokio zurück, meine Mutter öffnete in Großvaters Haus in Meguro eine Flasche Coca-Cola, und wir sahen uns alle Dias an.

Diese Dias, eine Art Heimkino, besitze ich immer noch. Sie lagern im Keller des Hauses in Meguro, geordnet in schmalen, lederbezogenen Kästen. Manchmal steige ich hinunter und sehe sie mir an. Sie sind wunderschön, jedes ein rechteckiges, in weißen Karton eingefasstes Juwel. Ich sehe meine Mutter en miniature in eine Eiswaffel beißen; mich am Strand mit meinem roten Eimerchen, im feuchten Badeanzug; Großvater unter einem schützenden Sonnenschirm, obwohl er schon im Schatten sitzt.

Ich habe noch andere Erinnerungen, aber sie betreffen nicht Shimoda. Sie sind eher flüchtig und schemenhaft. Vor meinem geistigen Auge begradigt sich die Küstenlinie, die

felsigen Buchten von Shimoda werden durch einen offenen Hafen ersetzt, und ich höre meine Füße auf den Boden klatschen, ich laufe und laufe. Ich sehe eine Jacht auf den Wellen, die Segel straff gespannt; starke Arme heben mich hoch; ich wende mich ab vom grellen Schein der Sonne, die sich in der Kameralinse spiegelt; die Hand eines Mannes reicht mir eine Eiswaffel, Sorte rote Bohne, ein Mann mit langen schmalen Fingern, die nicht meinem Vater gehören.

Diese Bilder habe ich im Keller meines Großvaters nie gefunden, auch den Hafen habe ich auf keinem unserer Fotos entdeckt. Ich wache nur gelegentlich nachts von dem karamellartigen Duft von roten Bohnen auf. Ein Windhauch geht, der Widerhall von sich unterhaltenden Menschen in der Ferne, aber vielleicht ist es auch nur das Surren des Deckenventilators und der Duft von Brötchen, die in der Küche auskühlen. Hannae, Großvaters Haushälterin, hat mir mal gezeigt, wie man sie backt.

Ich fragte Großvater nach diesen Erinnerungen von mir. Er meinte, ich würde mich an die Sommer in Shimoda erinnern, und als ich ihn weiter fragend anschaute, lachte er und deutete auf den Hocker neben seinem Sessel. Ich setzte mich, und er streckte die Hand nach dem Stapel Bücher auf dem Regal aus. Mit den Fingern wanderte er über die gebundenen Ausgaben, Taschenbücher, Gedichtbände und fragte: »Was soll es heute sein?«

Jahre später stand ich wieder im Arbeitszimmer meines Großvaters, und das Lügengebäude, das mich mein ganzes Leben umgeben hatte, brach schließlich zusammen. Ich sollte vor Examenstudenten einen Vortrag halten. Ich trug

einen marineblauen Hosenanzug und hatte die Haare zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden. Ich sah tadellos aus, aber war spät dran, denn ich hatte meine Unterlagen verloren.

Ich weiß noch, wie ich mich über den Schreibtisch meines Großvaters beugte und alle Papiere in Unordnung brachte, als ich danach suchte. Ein Jahr zuvor hatte ich das juristische Staatsexamen bestanden, jetzt neigte sich meine Zeit als Assessorin am Obersten Gerichtshof dem Ende zu. Gerade hatte ich die letzten Prüfungen abgelegt, weswegen alle meine Fälle aus den Monaten, in denen ich abwechselnd bei Richtern, Staatsanwälten und Strafverteidigern gearbeitet hatte, jeden freien Platz auf dem Tisch einnahmen. Großvater war mit Freunden zu einem Onsen gereist, einem Thermalbad, aber schon lange vorher hatte er mir, hochofret über meine Berufswahl und das Jobangebot von Nomura & Higashino, sein Büro überlassen.

Ich ging in die Ecke des Zimmers und durchsuchte die Mappen auf einem Ledersessel. Weil ich täglich nach Wakō pendeln musste, war ich beim Aktenstudium häufig auf dem Sessel eingeschlafen. Um mich von den anderen Praktikanten abzusetzen, hatte ich im vergangenen Jahr noch zusätzlich Fälle angenommen. Ich hatte hart gearbeitet, um mir mein Netzwerk unter den Strafverteidigern und Staatsanwälten aufzubauen, doch jetzt holte mich der Schlafmangel ein.

Ich kniete auf dem Boden, die Hand ausgestreckt nach einem Bündel Papiere, das vermutlich meine Vortragsunterlagen waren, da klingelte das Telefon. Mein ganzes

Leben war in diesem Raum versammelt: Schul- und Universitätszeugnisse, der gerahmte Zeitungsartikel über Großvaters berühmtesten Fall und die Sammelmappe mit aktuellen Ereignissen, die er für mich anlegte. Jeden Morgen vor der Arbeit setzte sich Großvater an den Frühstückstisch, schlürfte seine kalte Nudelsuppe und schnitt Artikel aus der Tageszeitung aus, damit ich informiert blieb. Ich hatte jeden Ausschnitt, jede Geschichte gelesen, außer meiner eigenen. Ich war so in Anspruch genommen von den Nebensächlichkeiten meines Lebens, dass ich das Klingeln beinahe überhört hätte.

Ich hob ab. »Hallo?«

»Guten Tag«, sagte eine weibliche Stimme. »Kann ich bitte Herrn Sarashima sprechen?« Es klang zögerlich.

Ich war abgelenkt, sah mich im Raum um, murmelte in den Hörer: »Er ist gerade in Hakone. Worum geht es denn?«

»Ist das der Anschluss von Herrn Yoshi Sarashima?«

»Ja«, wiederholte ich. »Ich bin seine Enkelin Sumiko. Wie kann ich Ihnen helfen?«

»Und das Haus und die Familie von Frau Rina Satō?«

»Meine Mutter ist tot«, erwiderte ich, jetzt ganz konzentriert auf das Gespräch und die Person am anderen Ende der Leitung. Stille. Im ersten Moment dachte ich, die Frau mit der stockenden Stimme hätte aufgelegt, doch dann hörte ich, wie sie Luft holte. »Ich rufe aus dem Justizministerium an, im Namen der Strafvollzugsbehörde. Entschuldigen Sie die Störung, Frau Satō, mein Anruf betrifft Kaitarō Nakamura.«

»Und wer ist das?«

Meine Stimme lief ins Leere, die Leitung verstummte.

Glocken

Es heißt, man könne den Schlag einer Glocke nicht rückgängig machen, oder im übertragenen Sinn: Worte, einmal ausgesprochen, führen ein Eigenleben. In dem Jahr, als meine Mutter starb, nahm mich mein Großvater öfter mit in den Tempel Sensō-ji in der Stadt. Je näher wir kamen, umso lauter das Stimmengewirr der Menschenmenge. Ich holte tief Luft, atmete den Duft brennender Blätter und Räucherkerzen ein und zupfte Großvater am Mantel. Er hob mich auf den Arm und schlenderte weiter mit mir über den Markt auf dem Tempelgelände. Dieser wöchentliche Besuch war unser neues Ritual. Er hob mich noch höher und wickelte meine Beine in meinen gelben Rock. Ich schwatzte los, zeigte auf die Sachen, die mein Auge streifte. Zwischen dem Anfang der Allee und dem Tempel erstreckten sich über hundert Marktstände, und in westöstliche Richtung verlief noch eine Ladenpassage, doch mein Großvater wählte stets diesen Zugang, weil er mir am besten gefiel, hier gab es meine Lieblings Speisen.

»Manjū!«, verlangte ich und zeigte auf einen Stand, der tiefgefrorene marmeladengefüllte Brötchen anbot. Mit Yam, Kirsche, Süßkartoffel oder Schokolade, mir schmeckten sie alle, aber die Rote-Bohnen-Füllung aß ich für mein

Leben gern. »Manjū, Großvater«, wiederholte ich. Es hatte sich bereits eine lange Schlange gebildet, die in Zweierreihen bis nach draußen vor den Laden reichte. Die Menschen drängelten und schubsten sich zur Seite, während die frisch gebackenen Brötchen eins nach dem anderen auf den Tresen gelegt wurden. In der Menge stand eine unteretzte Frau mittleren Alters, die den Verkauf regelte, die Kunden nach vorne schob und, sobald sie ihre Brötchen genommen hatten, wegdrängte, alles in einer einzigen fließenden Bewegung.

Ich zeigte auf ein Tablett mit goldgelben Manjū, doch Großvater schüttelte den Kopf. »Rote Bohne!«, kreischte ich.

»Später, Sumiko«, sagte er, und ich zog verärgert an seinen Haaren.

»Warst du mit Mummy auch hier?«

»Ja, als sie noch klein war«, antwortete Großvater und setzte mich auf seine Hüfte. Vielleicht war ich schon zu schwer, doch ihm schien es nichts auszumachen. Er sagte, er wolle mich so in Erinnerung behalten, wie ich jetzt sei.

»Wo ist Mummy?«, fragte ich.

»Sie ist einkaufen.«

»Warum hat sie mich nicht mitgenommen?«

»Ich wollte mit dir zusammen sein.«

»Ich will ...«

»Als deine Mutter so alt war wie du, sind wir auch immer hierhergekommen«, fuhr er fort, während ich mich nach hinten zu dem Brötchenstand beugte.

»Sumichan!« Großvater setzte mich ab. »Zuerst in den

Tempel«, ermahnte er mich und hielt mir die Hand hin. Inmitten der Menge drückte ich mich an seine Beine, und meine Finger verschränkten sich mit seinen. Ich war nicht gerne von Leuten und Touristen umringt. Ich beruhigte mich, und wir schritten durch das Donnentor, und als wir uns den roten Säulen des inneren Tors mit den riesigen, im Durchgang hängenden Sandalen aus Stroh näherten, reckte ich mich, um einen Blick auf die große Glocke zu erhaschen. Es war eine der Glocken, welche die Zeit ansagten. Meine Mutter behauptete, selbst der Dichter Bashō, hundert Jahre zuvor, habe sie durch die Blumenfelder läuten gehört. Denn damals, als Tokio noch Edo hieß, sei die ganze Stadt beherrscht gewesen von dem Geläut, das seinen Bewohnern mitteilte, wann sie aufzustehen, wann sie zu essen und wann sie zu schlafen hatten. Heute war die große Glocke nur noch einmal am Tag um sechs Uhr früh zu hören und am Neujahrstag um Mitternacht, wenn sie hundertachtmal schlug, für die hundertacht weltlichen Laster, welche die Menschen angeblich zum Sklaven machen. Großvater hatte Mama und mir die Glocke mal gezeigt. Seine Freunde in der Verwaltung hatten uns einen Platz in der Nähe der Glocke gesichert, und noch jetzt konnte ich den Nachhall spüren, die Stille, als der Zedernbalken zurückgezogen und dann losgelassen wurde, gefolgt von den sanften Vibrationen der Bronzeglocke.

Großvater schlängelte sich durch die Menge nach vorne zu dem Räuchergefäß vor dem Tempel. Er gestand mir, beim Anblick des von dem Gefäß aufsteigenden Rauchs denke er nicht an Reinigung, sondern vielmehr an meine

Mutter, als sie sich als Kind in den Schwaden reinigte und er sie hochhielt. Ihre Haare waren mit Seidenschleifen zusammengebunden, und durch das Sonntagskleidchen schimmerte der Unterrock hindurch.

»Bist du bereit hineinzugehen?«, fragte Großvater, und ich nickte reumütig. Er hob mich wieder hoch, und ich lächelte ihn an, als er vor dem großen polierten Kessel, aus dem Rauch quoll, einen Platz für uns fand. Ich beugte mich vor, Großvater wedelte mir den Weihrauch zu, während ich vorgab, mich darin zu waschen, Gesicht und Hände zu reinigen.

»Bist du jetzt geheilt?«, fragte Großvater. »Ganz bestimmt?«, neckte er mich. »Nicht mehr das ungezogene kleine Mädchen?« Er schmunzelte, als ich ihn lieb ansah. »Ich weiß, was du möchtest«, sagte er. »Du möchtest in deine Zukunft gucken.«

Auch das gehörte zu unserem Ritual. In Sensō-ji, bevor Großvater im Haupttempel seine Gebete verrichtete, führte er mich zu dem Schrank mit den hundert Schubladen. Er gab mir eine Münze zum Einwerfen in den Schlitz, und wir lauschten, wie das Metallstück klirrend in die Spendenbüchse fiel. Dann reichte er mir einen zylinderförmigen, mit schmalen Stäbchen gefüllten Becher, und ich schüttelte ihn so lange hin und her, bis ein Stäbchen herausfiel.

Ich hob das Stäbchen auf, sah mir das eingeritzte Schriftzeichen an, und wir suchten das entsprechende Zeichen auf den Schubladen. Wenn ich sie gefunden hatte, fasste Großvater hinein, nahm den zuoberst liegenden Zettel heraus und gab ihn mir.

Großvater schaute zu, wenn ich die Worte mit den Lippen formte und vorlas, was das Schicksal für mich bereithielt. Ich liebte diese Prophezeiungen. Sogar wenn wir in den Bergen waren, bat ich meinen Großvater, mir aus den Automaten bei den Skihängen so ein Schicksalsbriefchen zu ziehen. An jenem Tag allerdings, als ich zu Ende gelesen hatte, war ich mir unsicher, was die Prophezeiung zu bedeuten hatte, und hielt den Zettel meinem Großvater hin. Er lächelte, verbeugte sich leicht und sagte, er freue sich, mir helfen zu dürfen. »Was haben wir denn hier?«, sagte er, überflog die Schriftzeichen und betrachtete die Glücksskala in der rechten oberen Ecke. Er hielt den Zettel höher, und ich hörte, wie er scharf die Luft einsog. Er wandte sich von mir ab und sah zu dem über den Schubladen gespannten Draht, an den all die Schicksalsbriefchen, die er mir nicht erklären wollte, aufgehängt wurden. Es hingen an diesem Tag schon einige dort, träge flatterten sie im Wind.

Als er mein Schicksalsbriefchen umständlich zusammenrollte, um es an den Draht zu binden, riss ich es ihm aus der Hand.

»Was bedeutet das?«, fragte ich.

»Das gilt nicht für uns«, sagte er. »Binden wir es an, damit der Wind es wegweht.«

»Ich möchte wissen, was auf dem Zettel steht«, sagte ich.

»Gib ihn mir, Sumichan. Er gehört dem Wind.«

»Sag, was darauf steht«, bat ich ihn und zerknüllte das hauchdünne Papier.

Großvater packte meine Hand und wollte es mir wegnehmen. »Komm schon, Sumiko. Ich hole dir ein neues

Briefchen«, sagte er, und vor Schreck weiteten sich seine Augen, als ich das Papierchen in den Mund steckte und kaute. Worte kann man vergraben, manche werden sogar verbrannt, doch im Laufe der Jahre tauchen sie immer wieder auf, läuten wie Tempelglocken, die sich über dem Lärm erheben.

Rina & Kaitarō

Ein neuer Fall

Kaitarō saß in Hemdsärmeln an einem Schreibtisch und blätterte in der Akte mit seinem neuen Fall. Neben sich seine ordentlich zusammengelegte Krawatte und eine dampfende Tasse Kaffee. Die Zielperson war eine Hausfrau, dreißig, braune Augen, braunes Haar, mittelgroß. Sie aß gerne Käsekuchen.

Auf einem Stadtplan von Tokio suchte er nach ihrer Adresse, warf einen kurzen Blick auf ihr Tagesprogramm, zeichnete ihre am häufigsten benutzten Verkehrsverbindungen ein und rechnete sich aus, wie lange er für die Wege brauchte. Wochenlange Beschattung würde folgen, während der er ihre Interessen und Lieblingsorte zusammentrug.

Der Ehemann hatte ein Formular mit Angaben über den Grund- und Bodenbesitz sowie über andere Vermögenswerte der Familie ausgefüllt, die bei einer Scheidung auf dem Spiel stünden. Es gab zwei Immobilien in Tokio, die eheliche Wohnung in Ebisu und ein Haus in Meguro, darüber hinaus ein Ferienhaus an der Küste in Shimoda, alle eingetragen auf den Namen Sarashima, dem Mädchenamen der Frau. Angeheftet war ein Zettel: Bankkonten,

Aktien, geschätzter Gesamtwert. Kaitarō fügte noch eine weitere Spalte hinzu und machte sich Notizen. Häufig logen die Kunden oder nannten übertrieben hohe Zahlen, Osamu Satō sicher auch. Ganz bestimmt hatte er ihnen nicht alles erzählt.

Kaitarō legte den Stift beiseite und massierte die Nasenwurzel mit Daumen und Zeigefinger. Hinter den Augen baute sich ein Schmerz auf, und er schüttelte den Kopf. Noch einmal machte er sich die wesentlichen Punkte klar: Die Grundstücke bildeten die Hauptvermögenswerte, aber die Eheleute hatten noch ein Kind, ein Mädchen. Diese Form der Aneignung hatte er schon mal erlebt. Seine Kunden nutzten alle Möglichkeiten, um sich Vorteile zu verschaffen, und manche fanden das Dementsprechende im Gesetzbuch, denn es wurde nur alleiniges Sorgerecht für Kinder ausgesprochen, gemeinsames Sorgerecht war verboten. Somit gerieten Kinder zum Druckmittel. Sicher gab es manche Situationen, in denen eine Trennung das Beste für alle Beteiligten wäre, einschließlich der Kinder. Seine Fälle drehten sich jedoch selten um die Frage der Fürsorge. Es überraschte ihn kaum noch, was für Anstrengungen Menschen unternahmen, um sich das zu holen, was ihnen ihrer Meinung nach zustand, aber er musste seine Kunden ja auch nicht lieben, sie nur dirigieren.

Er unterbrach seine Lektüre, und sein Blick fiel auf die kleine durchsichtige Plastikbox mit seinen Visitenkarten. Sie waren weiß, diskret, gaben nur seinen Namen und die aktuelle Telefon- und Faxnummer preis. Aus irgendeinem Grund stachen die Schriftzeichen seines Namens in dem

grelle Bürolicht reliefartig hervor, des Namens, den seine Eltern voller Hoffnung für ihn ausgesucht hatten: Kaitarō, zusammengesetzt aus den Zeichen für »Meer« und »erstgeborener Sohn«. Für eine Sekunde fühlte er sich zurückversetzt nach Hause, nach Hokkaido, streifte mit seinem Onkel durch das hohe Gras, spürte das schwere Gewicht der umgehängten Kamera um seinen Hals und hörte das Kreischen der Seemöwen und das Tosen des Ozeans.

Einmal, in einem selten ruhigen Moment, nach nicht einmal zwei Bier, hatte sein Vater ihm erzählt, warum seine Eltern diesen Namen für ihn ausgewählt hatten, wie sie in der Küche ihres kleinen Bungalows gesessen und zwischen zwei Versionen geschwankt hatten. Sein Vater, soeben von einer Ausfahrt mit den Fangschiffen heimgekommen und ungewöhnlich milde gestimmt, wirkte nachdenklich. Er mochte »Sohn des Meeres« und hatte so lange auf diesen Namen beharrt, bis man sich dafür entschied. Er hoffte, sein Junge würde auch den Beruf des Fischers ergreifen oder sich Arbeit in der Fischereiindustrie suchen. So lange hatte die Familie vom Meer gelebt, dass dieser Weg für den Sohn unausweichlich schien.

Für Kaitarō hatte der Name etwas ganz anderes bedeutet: die Weite des offenen Wassers vor seinem Haus; der Sand, der silbern glitzerte, wenn er sich mit den Wellen mischte; die Kamera seines Onkels in den Händen, als er lernte, das pulsierende Leben um sich herum einzufangen. Sein Onkel kam nur sporadisch zu Besuch, doch wenn er einen fotografischen Auftrag bekommen hatte, der Geld für sie beide abwarf, nahm er Kaitarō stets mit. Gemeinsam

bereisten sie Hokkaido und fielen jeden Abend nach einem langen Arbeitstag in die schmalen Betten von Landhotels oder Gästehäusern in der Stadt, erschöpft, aber frei. Es blieb nicht aus, dass Kai seinen Vater schließlich enttäuschte. Schnell lernte er, seine Stimmung einzuschätzen und an seiner Miene zu erkennen, ob er getrunken hatte oder wütend war, wenn er nach Hause kam.

Seine Mutter bevorzugte die alternative Version seines Namens, jene Kombination von Schriftzeichen, die auch das für »Schlichter« enthielt. Sie mochte besonders die Wirkkraft und die Tüchtigkeit, die es implizierte, und behauptete, ihr Junge werde in der örtlichen Seetangfabrik eine Managerlaufbahn einschlagen oder selbst Geschäftsmann werden. Als er jetzt in dem winzigen Büro in Shibayu auf seine Visitenkarte schaute, zweifelte er, dass es diese Branche war, die sie sich für ihn vorgestellt hatte. Sie hatte sich noch anderes für ihn erhofft, ihn in anderen Vermittlerrollen gesehen, doch auch in der Beziehung hatte er sie enttäuscht. Er hatte es nicht vermocht, die Wogen der elterlichen Ehe zu glätten, seine Mutter zu schützen, geschweige denn sich selbst. Am Ende war er doch so etwas wie ein Schlichter geworden, wenn auch nicht unbedingt in dem angestrebten Sinn. Kaitarō griff nach seinem Kaffee, doch eine dicke Haut hatte sich auf der Oberfläche gebildet, und er war nur noch lauwarm. Wieder schüttelte er sich, um einen klaren Kopf zu kriegen und den Schmerz loszuwerden. Es hatte keinen Zweck, diese Gedanken weiterzuverfolgen, er wollte nicht zu denen gehören, die mal als Hoffnungsträger gegolten hatten, er konnte ohnehin nicht zurück.

Seine Augen waren gereizt von der abgestandenen, trockenen Luft in seinem Büro, und er wischte sich mit der Hand übers Gesicht, bevor er sich wieder in die Akte vertiefte. Es war ein lukrativer Auftrag, nicht nur eine kleine Überprüfung eines Freundes oder Ehepartners, der fremdging, sondern er sollte eine Beziehung anbahnen, einen Ehebruch provozieren. Eine Überprüfung dauerte nicht länger als ein, zwei Wochen, war schnell erledigt, eigentlich eher die Arbeit eines Privatdetektivs. Beschatten, Beschaffung fotografischer Belege für die Untreue und ein Bericht an den Kunden, der dann entscheiden konnte, was mit dem Ehepartner geschehen sollte. Dieser neue Auftrag konnte Monate in Anspruch nehmen, und das Honorar lohnte den Aufwand, je nachdem, an wen sein Chef Takeda ihn vergab. Vielleicht konnte er sogar ein bisschen Zeit für sich herausschinden.

Die Sache selbst schien relativ einfach. Kaitarō entwarf eine Lockvogeltaktik für die Dauer von zwei Monaten; ein Monat, um das Zielobjekt zu kontaktieren, einen zweiten, um Beweise zusammenzutragen – Fotos, die zeigten, wie sie gemeinsam ein Erotikhotel verließen oder, falls das bereits ausreichte, wie sie sich auf der Straße küssten. Danach würde er die Telefonnummer, die er ihr genannt hatte, abmelden und sich für den nächsten Auftrag in einen anderen Bezirk Tokios versetzen lassen, wenn nötig sogar in eine andere Präfektur. Bei der Durchsicht der Akte stieß er auf der letzten Seite jedoch auf ein Detail, das ihn beschäftigte, etwas, was für die Verführung einer Hausfrau normalerweise nicht relevant war. Es war ihr Foto, ein Passbild,

das einzige, was man beigelegt hatte. Das Licht war grell, sie trug kein Make-up. Sie schaute unmittelbar in die Kamera, und es war dieser Blick, der ihn traf, als interessierte sie die Kamera mehr als alles andere auf der Welt. Ihre Augen und der Blick hoben sich förmlich vom Papier ab und drangen in seinen Kopf ein.

Noch immer hielt er das Foto in der Hand, als Mia die Tür zu seinem Büro aufstieß. Ihr gemeinsamer Chef Takeda hatte ihr zwar die Führung des Terminkalenders übertragen, doch Kaitarō hatte sie gebeten, in diesem Fall mit dem Ehemann zu sprechen. Mia war schlau, raffiniert, sie war geduldig im Umgang mit Menschen und konnte persönliche Barrieren leicht überwinden. Heute Nachmittag jedoch wirkte sie ziemlich genervt.

»Er will nicht mit mir sprechen«, sagte sie. »Er möchte den Mann kennenlernen, mit dem er zusammenarbeiten wird.«

Kaitarō sah von der Akte auf. »Was meint Takeda dazu?«

»Er will, dass du das übernimmst.«

»Was hältst du von ihm?«

Mia gab ihm ein loses Blatt Papier. »Mach dir selbst ein Bild«, sagte sie, während er sich ihre Notizen durchlas.

Kaitarō band sich die Krawatte um, strich sie glatt und folgte Mia ins Besprechungszimmer. Er verbeugte sich tief vor Satō und überreichte ihm mit beiden Händen seine Visitenkarte. Während Mia Eiswasser in zwei Gläser einschenkte, setzte sich Kaitarō und musterte seinen neuen Kunden, versuchte, ihn einzuschätzen, verglich den Mann, über den er in der Akte gelesen hatte, mit der Person vor ihm.

»Meine Kollegin hat mir mitgeteilt, dass Sie sich nicht mit Ihrer Frau aussöhnen möchten«, leitete Kaitarō das Gespräch ein.

»Ich habe der jungen Frau gesagt, dass ich eine Scheidung will«, entgegnete Satō und deutete auf Mia, die sich Fusseln von ihrer Strumpfhose zupfte.

»Selbstverständlich könnten wir Ihnen Vorermittlungen anbieten, bevor Sie sich entscheiden«, fuhr Kaitarō fort. »Mia könnte Ihre Frau«, er warf einen Blick auf das Blatt Papier, »Rina zu einem Drink einladen. Herausfinden, wie sie Ihre Ehe sieht, vielleicht äußert sie sich dazu, was sie von einer Trennung hält.«

»Sie hält nichts von Scheidung.«

»Und warum nicht?«

»Das spielt keine Rolle.«

Kaitarō beugte sich ein Stück vor. »Wenn wir den Fall übernehmen, Herr Satō, benötigen wir noch viel mehr Informationen über Sie und Ihre Frau, und das meiste ist sehr persönlich.«

Satō schwieg.

»War Ihre Frau Ihnen untreu?«

»Nein.«

»Keine Liebhaber, keine Flirts, keine engen Freundschaften?«

»Nein.«

»Sie hat keine Freunde?«

»Sie ist nicht sehr interessant. Deswegen will ich sie loswerden.«

»Aber Sie möchten das Sorgerecht für Ihre Tochter.«

